

Solovki. Die Anfänge des sowjetischen GULag im Weißen Meer

Bericht über die Studienreise der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur im August 2017 nach Russland

Edda Ahrberg



St. Petersburg:

Solovki-Gedenkstein mit der Aufschrift „Ich wollte sie alle mit Namen nennen“ (Anna Achmatowa)

Der von den Solovki (Solowetzk)-Inseln stammende Gedenkstein erinnert in St. Petersburg, wie auch in anderen Städten, an die Millionen Todesopfer kommunistischer Gewaltherrschaft in der Sowjetunion. 2017 jähren sich die Oktoberrevolution zum 100. und der Beginn des Großen Terrors 1937/38 unter der Herrschaft Josef Stalins zum 80. Mal. Diese Ereignisse bildeten den Anlass für die diesjährige Studienreise der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur, die vom 2. bis 10. August 2017 nach Russland führte. Mitarbeiter von Gedenkstätten und Aufarbeitungsinitiativen, Wissenschaftler und Journalisten wollten sich zwischen St. Petersburg und den Solovki-Inseln im Weißen Meer über den Umgang mit der Repressionsgeschichte informieren. Seit vielen Jahren unterstützen Anne Drescher (Landesbeauftragte für die Stasi-Unterlagen in Mecklenburg-Vorpommern) und ich (Vertreterin der Lagergemeinschaft im Gedenkstättenbeirat Sachsen-Anhalts für die Zeit von 1945 bis 1989) die Lagergemeinschaft Workuta/GULag Sowjetunion. Wir haben uns sehr gefreut, an der Reise teilnehmen zu können.

Im Mittelpunkt des Besuches standen Gedenkorte, Gedenkveranstaltungen und Ausstellungen, aber auch das Gespräch mit Vertretern staatlicher und nicht staatlicher Einrichtungen, die sich mit der jüngeren Vergangenheit in Russland auseinandersetzen. Als deutscher Delegation war es uns wichtig, gerade in St. Petersburg (Leningrad) den Zweiten Weltkrieg nicht auszuklammern. Die Besichtigung des Blockademuseums, das die Blockade der Stadt von Sommer 1941 bis Januar 1944 durch die deutsche Wehrmacht und ihre verheerenden Folgen für die einheimische Bevölkerung thematisiert, war deshalb ein wichtiger Bestandteil des Programms. Der uns dort führende

Mitarbeiter erzählte, dass früher der Schwerpunkt der Ausstellungen auf Leningrad als Heldenstadt und dem siegreichen Kampf gegen die Deutschen gelegen habe. Opfer seien nicht oder nur kaum erwähnt worden. Das sei zwar in der offiziellen Erinnerungspolitik auch heute oft noch so, aber im Museum stehe jetzt die Tragödie der Stadt im Mittelpunkt. Die sachliche und fundierte Dokumentation räume jetzt auch die sowjetischen Versäumnisse ein, die in der von Stalin vorgegebenen Politik gründeten. Der Besuch des riesigen Gedenkfriedhofes, auf dem über 600.000 Blockade- und Kriegstote ruhen, hatte uns am Vortag bereits einen Blick auf die Dimension des Geschehens eröffnet.



St. Petersburg: Eingang zu „Memorial“



„Letzte Adresse“

Weitere Stationen der Reise waren in St. Petersburg neben Geschichtsmuseen der Besuch der Menschenrechtsorganisation „Memorial“, die unter anderem seit zweieinhalb Jahren mit dem Projekt „Letzte Adresse“ ähnlich den „Stolpersteinen“ in Deutschland Wohnhäuser Repressierter mit einem einheitlich gestalteten Metall-Plättchen kennzeichnet, und die Deutsche Evangelisch-Lutherische St. Petri-Kirche, die 1937 enteignet, 1962 zu einem Schwimmbad umgebaut und 1993 der Gemeinde zurückgegeben wurde. Bei der Sanierung wurde das Untergeschoss mit Resten des Schwimmbeckens erhalten. 2007 erstellte dort der Maler Adam Schmidt (1921-2011), der selbst in Workuta inhaftiert war, beeindruckende Wandgemälde, die auf eine ganz eigene Art Stationen der Verfolgung, Deportation und Zwangsarbeit zeigen.



Die letzten beiden Pfarrer der Gemeinde wurden 1938 hingerichtet und ihre Leichname vermutlich wie viele andere nach Lewaschowo im Norden der Stadt geschafft. Dieses ehemalige Spezialobjekt der Geheimpolizei birgt nach Angaben „Memorials“ die sterblichen Überreste von vermutlich rund 45.000 Menschen, die bis 1954 hier verscharrt wurden. Wie viele es wirklich sind, weiß heute wie bei all den anderen Massengräbern niemand. Die Führung übernahm dort der Historiker Anatolij Razumnow, der das Forschungsprojekt „Wiedergefundene Namen“ leitet. Er hatte Ende der 1980er Jahre die Massengräber entdeckt und sich für die Umwidmung des 11 ha großen Geländes



zum Gedenkfriedhof eingesetzt. Auf 6,5 ha befinden sich Gräber. Hier liegen Kriegstote, Blockadenopfer und hingerichtete Repressierte begraben. Die Ermittlung der Namen dauert an. Hinterbliebene können nur vermuten, dass es sich um die letzte Ruhestätte ihrer Angehörigen handelt, da die Erschießungsorte und Begräbnisstätten geheim gehalten wurden. Um einen Ort zur Trauer zu haben, errichten sie deshalb jetzt individuelle Denkzeichen. Aber auch ausländische Denkmale sind hier zu finden, so zum Beispiel für Esten, Ukrainer, aber auch Deutsche, Italiener und Juden. Am 18. Juli 1989 erkannte die Stadtverwaltung das Gelände „offiziell als Gedenkfriedhof für die Opfer politischer Repression“ an. Gegenüber dem Friedhof mahnt seit 1996 an der Straße eine Skulptur mit dem Titel „Moloch des Totalitarismus“.



St. Petersburg: Lewaschowo-Gedenkfriedhof

Von St. Petersburg ging es mit der Eisenbahn dann über Nacht nach dem überschaubaren Medwezhjegorsk am Onega-See, um das nächste Kapitel – der Bau des Weißmeer-Ostsee-Kanals und die Massengräber von Sandormoch (Sandarmoch) – aufzuschlagen. Der Ort war 1915/16 als Bahnstation beim Bau der Murmansker Eisenbahn entstanden und diente später als Verwaltungszentrum beim Kanalbau. Dass unser Hotel in der Dzerzhinski-Straße lag, sei nur am Rande erwähnt.

Bei Sandormoch handelt es sich um einen Begräbnisort für Erschießungsopfer der sowjetischen Staatsicherheit NKVD. Von Juli 1937 bis November 1938 verurteilten nach Befehl Nr. 00447 vom 30.7.1937 eingerichtete Troikas (1. Sekretär der KPdSU, NKVD-Chef und Staatsanwalt) in Karelien 8.236 Menschen als „antisowjetische Spione“ in Abwesenheit ohne Widerrufmöglichkeiten. Von den Verurteilten wurden 7.221 Menschen hingerichtet. Die Urteile hatten das Ziel, die Macht der Bolschewiki in Karelien gegen Finnen, Karelen und andere Minderheiten zu sichern.

Zwischen dem 27. Oktober und dem 4. November 1937 wurden die Todesurteile an 1.111 Häftlingen (nationale Eliten aus der Ukraine, Weißrussland und Tartastan, Wolga-Deutsche, Usbeken, Koreaner u.a.) aus dem Solovki-Gefängnis hier und/oder in Medwezhjegorsk vollstreckt. 1937/38 erhielt die Familie der Verhafteten lediglich die Auskunft, dass ihre Angehörigen zu 10 Jahren Haft ohne Schreiberlaubnis verurteilt wurden. 1946 gab es erste Listen, in denen aber Todesursache und Todeszeitpunkt gefälscht waren. Erst seit Mitte der 1980er Jahre bekamen die Angehörigen genauere Kenntnis über das Schicksal der Erschossenen und die Suche nach den Gräbern und Erschießungsorten begann. Die Erschießungsplätze unterlagen seit 1922 strikter Geheimhaltung, so auch Sandormoch. Im Juli 1997 fanden dort der karelische Historiker Jurij Dimitriew und Mitarbeiter von „Memorial“ St. Petersburg 150 Erdmulden mit menschlichen Überresten. Sie bemühen sich seitdem um die Markierung des Ortes und die Sammlung der Namen. Vertreter der kommunistischen Partei halten sich bis heute dagegen an die Deutung, dass es sich bei den Toten um Opfer der finnischen Okkupationsarmee aus den 1940er Jahren handelt.

Hinterbliebene richten auch auf diesem Gelände individuelle Denkmale für ihre Angehörigen ein, wenn sie vermuten, dass diese hier begraben liegen. Am 27. Oktober 1997 wurde die erste Gedenkveranstaltung durchgeführt und ein Gedenkstein von den Solovki-Inseln errichtet. Das Denk-

mal mit der Aufschrift „Menschen tötet einander nicht“ und dem Relief „Erschießung mit dem Schutzenkel“ am Eingang des Gedenkareals wurde auf Initiative Jurij Dimitriews aufgestellt. Das Relief ist inzwischen abgefallen, aber die Gedenkveranstaltung ist zu einer Tradition geworden. Sie findet auf Anregung „Memorials“ inzwischen jährlich am 5. August, dem Beginn des „Großen Terrors“ 1937, statt.



Sandormoch: Gedenkveranstaltung



Irina Flige, „Memorial“ St. Petersburg (Leiterin)

Der Weiße Meer-Ostsee-Kanal ist 227 km lang, aber reine Kanalkilometer gibt es nur 48. Der Rest sind natürliche Wasserflächen. Bis 1961 hieß er „Stalin-Kanal“ und wurde als eine der größten Errungenschaften der Sowjetunion gefeiert. Auf Weisung Stalins sollte seine Bauphase von September 1931 bis April 1933 im Rahmen des ersten Fünf-Jahr-Planes nur 20 Monate betragen und der Bau durch die sowjetische Geheimpolizei OGPU mit billigsten Mitteln organisiert werden (Belomorstroj). Er wurde auch pünktlich, aber unter großen Opfern fertig gestellt. Bis zu 500.000 Menschen sollen beim Kanalbau beschäftigt gewesen sein. Meist waren es Häftlinge (BelBaltLag), die nach dem Prinzip „Erziehung durch Arbeit“ eingesetzt wurden. Die Zahlen der Toten bewegen sich zwischen 20.000 und 50.000 Menschen, die durch ungenügende Kleidung, Kälte und schlechte Wohn- und Arbeitsbedingungen sterben mussten. Bis auf ein 2003 gefundenes Massengrab sind ihre Gräber bis heute unbekannt. Ende Juni 1941 erarbeitete das NKVD wegen des Krieges einen Evakuierungs- u. Zerstörungsplan. Am 6. Dezember 1941 erfolgte daraufhin die Sprengung der Schleusen von Powenez bis Vygozero. Die dadurch herbeigeführte Überflutung stoppte das Vordringen der finnischen Armee, die seit Oktober/Dezember 1941 die karelische Hauptstadt Petrosabodsk und Medwezhjegorsk besetzt hielten. Ab Herbst 1944 bis zum 16. Juni 1946 mussten inhaftierte sowjetische Soldaten und Offiziere, die sich in deutscher Kriegsgefangenschaft befunden hatten (PFL-Lager), und nach Kasachstan deportierte Deutsche (Arbeitsarmee) die Strecke unter großen Gefahren wieder aufbauen, denn das umliegende Gelände war noch vermint. Es gab damals bis zu zehn Todesfälle in der Woche. Die wirtschaftliche Bedeutung des Kanals war schon lange umstritten und ist seit dem Ende der Sowjetunion weiter gesunken.

Von Medwezhjegorsk führte uns eine 300 km lange Busfahrt auf einer wider Erwarten vernünftigen Schnellstraße nach Kem am Weißen Meer. Von dort brachte uns ein schon etwas älteres Schiff gemeinsam mit Pilgern, Mitgliedern von „Memorial“ und Touristen auf die Solovki-Insel. Je weiter man sich von St. Petersburg entfernt, umso brüchiger wird die Infrastruktur, brechen Gehwege auseinander oder sind gar nicht vorhanden, pfeifen die örtlichen Verkehrsmittel im Unterschied zu den teuren Autos der modernen Großstadt auf dem letzten Loch. Ein Lächeln ist selten in der Öffentlichkeit wahrnehmbar. Die Insel erschien uns da ein bisschen wie das Ende der bewohnten Welt.

Das Solovki-Kloster war und ist eines der wichtigsten Vorposten der russisch-orthodoxen Kirche im Norden und hatte deshalb auch immer strategische Bedeutung. Um 1429 gab es erste Mönche auf der Insel, wenig später wurde das Kloster gegründet. Der Zar nutzte es als Gefängnis und Verbanungsplatz. 1920/21 wurde es geschlossen und dafür 1923 von der Geheimpolizei ein „Lager zur besonderen Verwendung“ (SLON) als „Musterlager“ für die sich entwickelnden Besserungs-, später Arbeitslager in Betrieb genommen. Am 1. Juli 1923 kamen 150 Gefangene auf der Insel an.

Wenig später waren es schon ca. 4000 Häftlinge, mit denen Unterbringungs-, Bewachungs-, Arbeits- und Verpflegungsrichtlinien ausprobiert wurden, die in anderen Lagern Verwendung finden sollten. Aus diesem Grund wird es heute als Keimzelle des GULag bezeichnet. 1930 wurde das Lager in das GULag-System als Besserungsarbeitslager (Ziegelei, Torfmoor, Forst) eingegliedert. Zu dieser Zeit befanden sich rund 50.000 Häftlinge auf der Insel. 1939 wurde es mit Beginn des Zweiten Weltkrieges wegen der Grenznähe zu Finnland geschlossen und die Häftlinge verlegt. Viele von ihnen kamen nach Norilsk. 30.000 bis 40.000 Menschen sollen in der Lagerzeit auf Solovki den Tod durch Erschießungen, Folter und Epidemien gefunden haben.

Ab 1940 beherbergte die Insel ein Ausbildungslager und ab 1942 eine Kadettenschule der Nordflotte der Sowjetunion. Nach deren Abzug wurde die Insel dem Tourismus geöffnet. Der 1988 gedrehte erste Film über das GULag-System der Sowjetunion berichtete auch über die Solovki-Inseln. Heute informiert das GULag-Museum dort in einer ehemaligen Lagerbaracke über die Geschichte des Lagers, von dem der Nichteingeweihte kaum noch Spuren auf der Insel entdeckt. Einer der schrecklichsten Orte ist Sekirnaja Gora, der Axtberg. Dort befindet sich eine Kapelle, die in der Lagerzeit als „Isolator“ genutzt wurde. Ein „Spion“ in der Tür erinnert noch heute daran. Vor der Kapelle haben Erschießungen stattgefunden. Die Leichen wurden unterhalb der Kapelle verscharrt und erst vor einigen Jahren gefunden. Eine kleine Open-Air-Ausstellung informiert darüber. Die Gräber sind gekennzeichnet und die dort stehenden Kerzen zeigen, dass der Ort auch besucht wird. Mit einem Grablicht aus Sachsen-Anhalt bekundeten wir unser Mitgefühl.



Sekirnaja Gora

1989 fand der erste Gedenktag auf der Insel mit ehemaligen Häftlingen und deren Kindern auf der „Allee des Gedenkens“ statt. Dabei handelt es sich um einen früheren Friedhof, auf dem auch Erschießungen vorgenommen wurden und der wohl 1939 eingeebnet wurde. Seit 1989 erinnert dort ein Gedenkstein an die Opfer. Wegen der Bedeutung der Insel als „Musterlager“ wurden ähnliche Steine von der Insel in andere Regionen der Sowjetunion gebracht, so zum Beispiel wie anfangs berichtet nach St. Petersburg, aber auch nach Sandormoch und Moskau.

Während dieser Gedenkveranstaltung am 6. August mit einem überschaubaren Teilnehmerkreis sprach auch der Vorstandsvorsitzende der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur Rainer Eppelmann und die deutsche Gruppe legte Blumen nieder.



Gedenkveranstaltung auf Solovki

Links: Dr. Anna Kaminsky (Geschäftsführerin der Bundesstiftung)

Mitte/rechts (vorn): Rainer Eppelmann (Vorstandsvorsitzender), Markus Meckel (Stiftungsratsvorsitzender)

Den letzten Nachmittag in St. Petersburg nutzten Anne Drescher und ich zum Besuch des Anna Achmatowa-Museums. Diese russische Schriftstellerin (1889-1966) hat ihre schlimmen Erfahrungen in der Stalin-Zeit in Gedichten und Prosa verarbeitet. Ihr erster Mann wurde 1921 erschossen, ihr zweiter Mann starb 1953 in Workuta. Auch ihr Sohn wurde inhaftiert, später verbannt. Sie selbst unterlag der Überwachung und zeitweisem Schreibverbot.

Immer wieder hörten wir im Verlauf der Reise, dass sich der politische Umgang mit der Geschichte in den letzten Jahrzehnten mehrfach gewandelt hat. Hatte die Gorbatschow-Ära für einen Aufbruch gesorgt und die Suche nach den Opfern befördert, stellt die gegenwärtige Staatsideologie wieder die Große Russlands und seine Siege über die äußeren „Feinde“ in den Mittelpunkt der Geschichtsbetrachtungen. Der Opfer sollte gedacht werden, aber die Täter und ihre Verbrechen bleiben ausgespart. Das führt dazu, dass derjenige, der sich den für die Verbrechen Verantwortlichen widmet, Probleme bekommt. Dass es aber immer wieder Menschen gibt, die trotzdem nicht aufgeben, sondern für Klarheit und Aufklärung sorgen, ist nicht hoch genug einzuschätzen. Vielleicht konnte der Besuch der deutschen Gruppe die lokalen Initiativen in ihrer Arbeit bestärken und eine Unterstützung für sie bedeuten.

Fotos: Edda Ahrberg